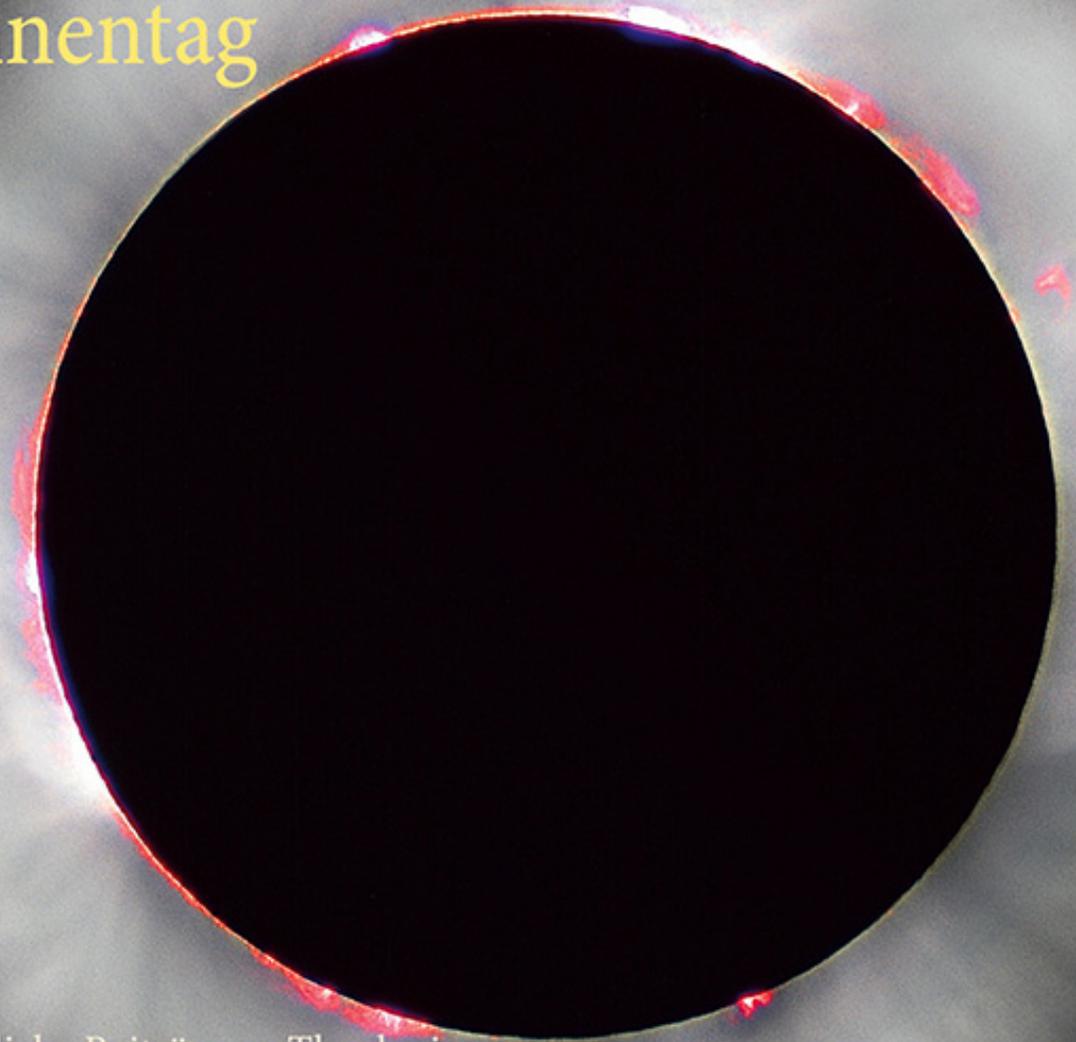
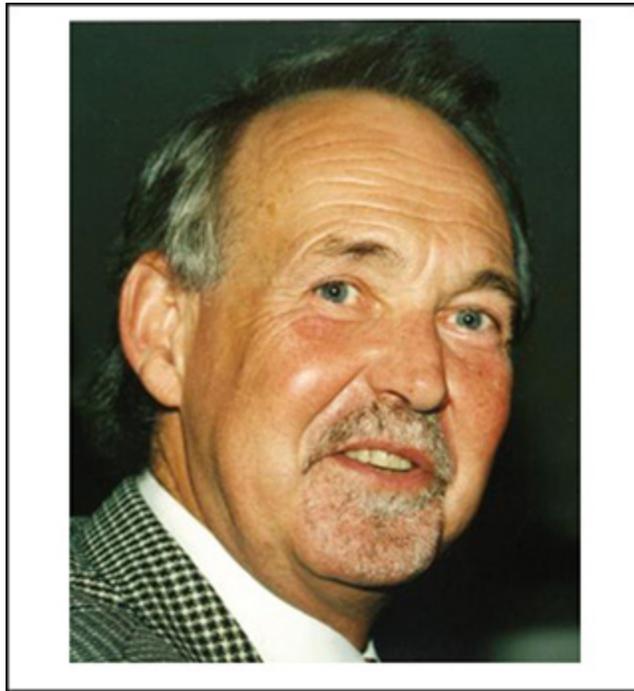


Eberhard Cherdron & Arnd Götzelmann (Hg.)

Zwischen Nachtgestirn und Sonnentag



Freundschaftliche Beiträge zu Theologie,
Tiefenpsychologie und Sozialarbeitswissenschaft.
Festschrift für Dieter Wittmann zum 80. Geburtstag



Dieter Wittmann zum 80. Geburtstag

Inhalt

Zur Einführung – EBERHARD CHERDRON & ARND GÖTZELMANN

1. Zu Person und Werk

Gespräche mit Dieter Wittmann – HARTWIG WEBER

Der glückhafte Kommunikator. Wie ich Dieter Wittmann als Professoren-Kollegen erlebte – KURT WITTERSTÄTTER

Verzeichnis der Publikationen von Dieter Wittmann (1970-2021) – ARND GÖTZELMANN

2. Zu Theologie und Tiefenpsychologie

Gott ist die Liebe? Die christliche Liebesbotschaft in der Deutung Carl Gustav Jungs – KLAUS BÜMLEIN

Hiob, Tod und Auferstehung. Was dürfen wir denken, hoffen, glauben? Für die Agnostiker unter unseren Freunden – EBERHARD CHERDRON

Der „Sündenfall“ als Emanzipation des Menschseins. Wie Sören Kierkegaard die augustinische Erbsündenlehre auf den Kopf stellt – BERND HÖPPNER

Evangelische Kriegsdienstverweigerer im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Internationalen Tag der Gewaltlosigkeit (2. Oktober) – FRIEDHELM SCHNEIDER

Achtzig Lebensjahre – sechzig Theologenjahre. Anregungen zur Neuinterpretation des Glaubens und zur Kirchenreform – GERHARD VIDAL

3. Zur Evangelischen Fachhochschule Ludwigshafen und zur Geschlechtergerechtigkeit

Als die Evangelische Fachhochschule noch evangelisch war... Ein Rückblick anhand von Dokumenten – HANS-ULRICH DALLMANN

Zur kirchlichen Profilierung der Evangelischen Fachhochschule Ludwigshafen. Ein Rückblick auf die Entwicklungen seit 1971 anlässlich ihres fünfzigjährigen Gründungsjubiläums und auf die Funktion der Stiftungsprofessur für Diakonie – ARND GÖTZELMANN

Das generische Maskulinum? Geschlechtergerechtigkeit im Recht und in der Sprache – KARIN KESSEL

4. Zu Sozialarbeitswissenschaft und Berufsethik

Einführung zum Beitrag von Ekkehard Börsch zur Berufsethik kirchlicher Sozialer Arbeit – ARND GÖTZELMANN

Zur Berufsethik kirchlicher Sozialer Arbeit – EKKEHARD BÖRSCH

Anmerkungen zur ökonomisierten Sozialarbeit – RAIMUND HASSEMER

Lebensführung als Schlüsselbegriff der Sozialen Arbeit – JÜRGEN MANGOLD

Autorin- und Autorenverzeichnis

Eberhard Cherdron & Arnd Götzelmann

Zur Einführung

Das menschliche Leben lässt sich mit einer Wanderung vergleichen, die jede Person auf besondere Weise unternimmt. Auf dem Weg begegnen wir anderen, von denen manche mit uns eine kürzere oder längere Weggemeinschaft bilden. Zuweilen entwickeln sie sich zu Freundschaften.

Diese akademische Festschrift widmen wir – die Autorin und die Autoren sowie die Herausgeber – unserem Weggefährten und Freund Dieter Wittmann zum 80. Geburtstag am 2. Oktober 2021. Sie verfolgt den Gedanken der „Menschwerdung des Menschen“ aus dem Lebenswerk Dieter Wittmanns. Dieser Gedanke wurde in der ihm 2007 zugedachten Festgabe zum Ausdruck gebracht, mit dem einige akademische Weggenossinnen und Weggenossen der damaligen Evangelischen Fachhochschule Ludwigshafen ihren ehemaligen Rektor in den Ruhestand verabschiedeten und ihm nachträglich zum 65. Geburtstag gratulierten.

Seither sind viele Jahre vergangen und Dieter Wittmann war damit gesegnet, im Ruhestand weiterhin produktiv publizieren zu können und seinen Kreis von Freunden und akademischen Weggefährten zu erhalten, ja, die Kontakte, auch im intellektuellen Austausch weiter zu vertiefen und zu pflegen.

Dieser jüngsten produktiven Phase des Jubilars entspringt eine fachliche Auseinandersetzung – oder sollte man besser sagen Kooperation? – mit Freunden, die zu mehreren Veröffentlichungen führten. In dem letzten gemeinsamen Buch geht es um das Thema der Freundschaft. Dieter

Wittmanns anspruchsvollem Beitrag darin ist der Titel dieser Festschrift entnommen: „Zwischen Nachtgestirn und Sonnentag“¹ Eben dort beschreibt Dieter Wittmann die Individuation des Menschen ebenso wie die Freundschaft als Wanderung zwischen Mondlicht und Sonnenschein. Er greift dabei u.a. zurück auf Goethes Gedicht „An den Mond“, das die Entwicklungen von und die Sehnsüchte nach Freundschaften poetisch beschreibt. Das Nachtgestirn Mond steht für Dieter Wittmann hier im Anschluss an viele Mythologien verschiedener Völker und an manche tiefenpsychologische Deutung für „den mütterlichen Aspekt“ (112), die „Mondgöttin“ (112), den „Archetyp der Großen Mutter“ (113) – in seiner ganzen Ambivalenz zwischen guter Mutter, der Basis allen Urvertrauens, und böser Mutter, der verzehrenden Mutter in der Symbiose mit dem Kind. Diese Deutung könne uns „dazu ermutigen, den Anfang der Freundschaft bei den Müttern zu suchen ... und den einer Freundschaft innewohnenden weiblichen Aspekt im Sinn zu behalten“ (113). Die „Bindung an die Mütterlichkeit als psychische Ressource“ könne die „Befähigung zur Freundschaft“ (115) begründen. Auch bezüglich der komplementären Symbolik der Sonne greift Dieter Wittmann auf ein Gedicht Goethes zurück, diesmal aus „Wilhelm Meisters Wanderjahre(n)“ (123). Die Sonne repräsentiert hier und für Dieter Wittmann „die väterliche Welt“ (124). Obschon es auch feminine kulturelle Assoziationen zur Sonne (so auch die weibliche Form im Deutschen) gebe, sei sie doch seit der Antike „vor allem verbunden mit dem Prinzip des Männlichen, mit dem siegreichen Sonnenhelden“ (125), dem „sol invictus“ (125). Das Sonnensymbol als Vaterrepräsentant „weitert unsere Erkenntnismöglichkeit, macht die Welt sichtbar, ermuntert uns zur Eroberung der Welt“ (125). So können wir „die große Welt als Heimat annehmen, die jetzt nicht mehr allein durch die Mondmutter erleuchtet wird“ (125). „Lebenswege

vollziehen sich zwischen Rückzug und Welteroberung, seelischer Bedrängnis ... und lustvoller Sorglosigkeit ... Diese Gegensätzlichkeit ist dem Freundschaftserleben nicht fremd. Aber schon in ‚An den Mond‘ schafft Goethe einen Ausgleich zwischen libidinösen und aggressiven Strebungen und überwindet damit die mondsüchtige primärharmonisch motivierte Freundschaft. ... Die Ambivalenz von Liebe und Hass ist weder der Liebesbeziehung noch der Freundschaft fremd.“ (139) Die „Menschwerdung des Menschen“ benötigt also ebenso wie eine freundschaftliche oder Liebesbeziehung beide Seiten – Nachgestirn und Sonnentag: „Mit dem Heraustreten aus der Mondnacht ... tritt der Individuationsweg in den Sonnentag ein... Die Vaterwelt fordert und fördert in reichem Maße, baut aber auf der Mutterwelt auf. Sonne und Mond bleiben aufeinander bezogen.“ (182). Wir „erhoffen uns ein dialektisches Miteinander der Gegensätze im Dienst einer Annäherung an das Geheimnis der Freundschaft“ (184) – damit resümiert Dieter Wittmann seinen jüngsten „Erkenntnisweg zwischen Nachtgestirn und Sonnentag“ (184). Am Ende stellt er nochmals Goethe mit dem Gedicht „Nähe des Geliebten“ (zit.n. Dieter Wittmann 184f.):

„Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In Tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wanderer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir; du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O, wärst du da!“

In diesem Sinne überreichen wir dem Jubilar freundschaftliche Beiträge zu Theologie, Tiefenpsychologie und Sozialarbeitswissenschaft – die drei Wissensgebiete, die ihn sein Leben lang mit durchaus unterschiedlichen Gewichtungen und Phasen beschäftigt haben und in denen er seine Spuren als Pfarrer in der Berufsschule, als Doktorand, als Bildungsreferent, als akademischer Lehrer, als Hochschulrektor, als Psychoanalytiker, als Supervisor, als wissenschaftlicher Autor und in vielen anderen Rollen hinterlassen hat. Diese Spuren haben immer wieder zu fruchtbaren Auseinandersetzungen mit ihm geführt, in libidinöser wie in aggressiver Hinsicht. Etwas von dem konstruktiven und kontroversen Dialog, den Dieter Wittmann vielfach ausgelöst hat, kommt auch in diesem Band zum Tragen. Alle Beiträge sind in gewisser Weise Produkt eines freundschaftlichen Diskurses um theologische, tiefenpsychologische und sozialarbeitswissenschaftliche Themen und Theoreme. Sie zeugen von Anregung und Widerspruch, von Anknüpfung und Weiterführung, von Austausch und Mitteilung. Und eben vom gemeinsamen Weg „zwischen Nachtgestirn und Sonnentag“.

Die Gliederung des Bandes ergibt sich aus den disziplinären Orientierungen in Leben und Werk Dieter Wittmanns zwischen den Wissensgebieten, die sich immer wieder überschneiden, sich gegenseitig befruchten und mit neuen Perspektiven aufwarten – wie in seinem Werk so auch in den freundschaftlichen Beiträgen hier.

Im ersten Teil haben wir Beiträge zusammengebracht, die direkt mit seiner Vita und seinem Opus zu tun haben. Im Interview geht *Hartwig Weber* mit Dieter Wittmann durch

sein Leben und Werk. *Kurt Witterstätter* würdigt die kollegiale Weggemeinschaft als Professoren und in der Hochschulleitung. Das Verzeichnis der Publikationen listet alle recherchierbaren Veröffentlichungen Dieter Wittmanns in chronologischer Abfolge auf.

Der zweite Teil widmet sich dem Spannungsfeld von Theologie und Tiefenpsychologie. *Klaus Bümlein* setzt sich mit der christlichen Liebesbotschaft bei dem Tiefenpsychologen Carl Gustav Jung auseinander. *Eberhard Cherdron* adressiert die Agnostiker unter den Freunden, wenn er ausgehend von der Figur Hiobs und der Hiob-Interpretation danach fragt, was wir denken, hoffen und glauben dürfen. *Bernd Höppner* inspiziert Sören Kierkegaards Rezeption und Transformation der Erbsündenlehre des Kirchenvaters Augustin.

Friedhelm Schneider holt vergessene evangelische Kriegsdienstverweigerer im Nationalsozialistischen Regime in Erinnerung. *Gerhard Vidal* legt ein kompaktes Programm zur Neuinterpretation des christlichen Glaubens und für eine notwendige Reform der Kirche vor.

Im dritten Teil sind Beiträge zur Geschichte gewordenen Evangelischen Fachhochschule Ludwigshafen und zur Geschlechtergerechtigkeit versammelt. *Hans-Ulrich Dallmann* blickt auf seine eigenen Erfahrungen als Sozialethiker in und mit der Evangelischen Fachhochschule Ludwigshafen zurück. *Arnd Götzelmann* schließt sich an mit einem speziellen Rekurs auf die dortige Stiftungsprofessur für Diakonie. *Karin Kessel* stellt als ehemals für die Evangelische Fachhochschule zuständige Dezernentin die Verwendung des generischen Maskulinums infrage, indem sie sich mit dem Thema der Geschlechtergerechtigkeit im Recht und in der Sprache auseinandersetzt.

Der vierte Teil führt Beiträge zur Sozialarbeitswissenschaft und Berufsethik zusammen. *Ekkehard Börsch* steuert ein

Kapitel zur Berufsethik kirchlicher Sozialer Arbeit aus einer größeren bislang leider nicht veröffentlichten Arbeit bei. *Raimund Hassemer* formuliert kritische Anmerkungen zu ökonomisierten Sozialarbeit. *Jürgen Mangold* beschäftigt sich mit dem Begriff der Lebensführung in der Wissenschaft der Sozialen Arbeit.

Wir bedanken uns zuerst bei dem Weggenossen, Freund und Jubilar für seine vielfältigen Anregungen zum intellektuellen Diskurs, ohne die dieser Band nicht zustande gekommen wäre. Zugleich gratulieren wir ihm zum 80. Geburtstag und wünschen ihm Gottes Segen für seinen weiteren Lebens- und Schaffensweg.

Als Herausgeber bedanken wir uns bei der Autorin und den Autoren für die gelungene und spannende Zusammenarbeit.

Eberhard Cherdrón und Arnd Götzelmänn

Speyer, im Sommer 2021

¹ Wittmann, Dieter: Werden und Sein der Freundschaft. Eine psychoanalytische Wanderung durch Mondnacht und Sonnentag, erweitert um eine theologische Exkursion, in: Cherdrón, Eberhard & Wittmann, Dieter: Wege der Freundschaft, Norderstedt: Books on Demand, 2020, S. 105-190: 184. Die im Text eingeklammerten Ziffern geben die Seiten dieser Quelle an.

1. Zu Person und Werk

Hartwig Weber

Gespräche mit Dieter Wittmann

*„Gelungene Freundschaften weisen wie alle tiefen
Empfindungen
auf etwas Einmaliges und Unausschöpfbares hin.
Sie sind nicht machbar, sie ereignen sich und haben ihren
Kairos.“*
(Dieter Wittmann)

Wir kennen uns schon lange; aber wir erinnern uns nicht, wann wir uns zum ersten Mal begegnet sind. Vielleicht im Studium? Um das Jahr 1967 herum hätten wir uns in Heidelberg treffen können. Er wohnte damals im „CA“ (Collegium Academicum), ich in der Abtei Neuburg. Immerhin hatten wir denselben Griechischlehrer; und wir erinnern uns an Professoren, die uns beide beeindruckt haben. Später, um das Jahr 1975, sahen wir uns, wenn auch nur im Vorübergehen, an der Fachhochschule in Ludwigshafen. Nach meiner Rückkehr aus Kolumbien begegneten wir uns dann immer öfter, und wir gewannen zusehends Freude am Gespräch miteinander.

Nun wird er achtzig Jahre alt, und seine Freunde wollen ihm eine Festschrift widmen. Mein Beitrag dazu ist keine akademische Abhandlung, sondern die Wiedergabe eines Gesprächs, bei dem er selbst zu Wort kommt.

Er wohnt privilegiert auf der berühmten Parkinsel in Ludwigshafen. Gerne würde ich ihn dort treffen, würde sinnend mit ihm im Park sitzen; wir würden den Schiffen nachschauen, die den Rhein hinabgleiten oder hinauftuckern. Daran ist nun in Corona-Zeiten nicht zu

denken. Wir müssen uns stattdessen technisch behelfen. An einem Donnerstag im Februar 2021 treffen wir uns zum ersten Mal „virtuell“, nämlich unter Verwendung von Computer und Internet. Weitere Treffen folgen in kurzen Abständen.

Einen Plan für unser Gespräch haben wir nicht. Als es losgehen soll, streikt sein Laptop. So weichen wir auf das Gerät seiner Frau aus. Leider funktioniert die eingebaute Kamera nicht, und so kann ich ihn nicht sehen, aber ich höre seine Stimme, und das ist für ein Gespräch allemal ausreichend.

Miteinander sprechen

H.W. Ich möchte mit Dir über das Thema „Gespräche zwischen Freunden“ nachdenken. Was bedeutet es für Dich, wenn wir miteinander sprechen? Apropos „sprechen“: Man sagt, die Menschen würden heute vor dem Schreiben und Lesen zurückzuschrecken und lieber ins Sprechen und Hören ausweichen. Mir jedenfalls geht es gerade so; ich bin also, was dies betrifft, auf der Höhe der Zeit. Kürzlich habe ich in der Zeitung gelesen, uns stünde eine revolutionäre Umwälzung bevor – der Siegeszug der Mündlichkeit. Auf die Epoche des massenhaft Gedruckten im 19. Jahrhundert sei das 20. mit seiner überwältigenden Bilderflut gefolgt, und nun blühe uns im 21. Jahrhundert ein alles beherrschendes Sprechen.

D.W. Ja, das mag sein. Wahrscheinlich hängt das damit zusammen, dass es viele neue Kommunikationsmöglichkeiten gibt, neue Techniken, Talkshows im Fernsehen, die sogenannten Sozialen Medien, Programme fürs Internet wie Meet oder Zoom. Da öffnen sich grenzenlose Räume – nicht nur für Smalltalks.

Aber diese Betonung des Sprechens – ist das wirklich so modern, wie Du sagst? Als Protestanten in der Nachfolge

Luthers halten wir das gesprochene Wort doch schon immer hoch, und wir schätzen das Predigen als primäres Kommunikationsmedium. Das moderne Fernsehen und der traditionelle Gottesdienst erscheinen mir im Übrigen durchaus ähnlich strukturiert, zumal wenn nur einer spricht und eine große anonyme Menge zuhört. Darüber hinaus denke ich auch gleich an die Psychoanalyse, von der Sigmund Freud gesagt hat, sie sei eine „Kur“, in deren Mitte das Sprechen und Hören stehe.

H.W. Wir kennen uns seit langem und sind in einem kleinen Freundeskreis seit vielen Jahrzehnten miteinander verbunden. Kürzlich haben wir darüber gesprochen, wie wir uns als Freunde begegnen, was wir miteinander teilen und was nicht, also was wir lieber verschweigen.

D.W. Ja, das ist ein Geheimnis. Miteinander sprechen setzt Vertrautheit voraus. Es ist mehr als Plappern, auch mehr als bloße Unterhaltung. Es geht um Austausch, um Geben und Nehmen und um die Bereitschaft beider Seiten, sich zu verändern. Sich zu etwas bekennen und eigene Werte offen zu legen, das ist ja nicht leicht. Dazu gehört, dass man sich öffnet, das heißt, dass man Kontrolle aus der Hand gibt.

H.W. Indem Du Luther und Freud erwähnst, hast Du auf zwei unterschiedliche Weisen des Denkens und Sprechens hingedeutet, eine theologische und eine psychologische. Worin besteht der Unterschied? Ist die eine kontrolliert, die andere frei?

D.W. Bei Gesprächen in christlichen Kreisen kommt es oft und sehr rasch zu Sperrungen. Man weiß dort immer schon, was gesagt werden kann, was gesagt werden soll und was man besser verschweigt. Ob es allerdings in Kreisen von Psychoanalytikern oder Tiefenpsychologen freier zugeht, wage ich zu bezweifeln.

H.W. Eigentlich sollte man annehmen, dass der psychologisch geschulte Blick freier macht und das psychologisch geschulte Ohr die Wahrnehmung schärft. Bei den Gesprächen, die wir beide in der Vergangenheit geführt haben, ist mir aufgefallen, dass wir recht angstfrei miteinander umgehen. Hinzu kommt, dass unsere Gespräche oft nicht streng logisch verlaufen. Vielmehr lassen wir uns von Assoziationen treiben und vergnügen uns an überraschenden Einfällen. Woher kommt das?

D.W. Wenn Du meinst, dass zu einem gelingenden Gespräch unter Freunden eine psychoanalytische Schulung gehört, so bezweifle ich das. Wichtiger scheint mir, dass Sympathie vorhanden ist, einschließlich der Bereitschaft zu zuhören. Man muss gegenüber Dingen, die überraschend sind, offen sein, auch dann, wenn sie einem fremd oder neu sind. Und es gehört dazu, dass man das Gehörte bewahren kann. In der psychoanalytischen Ausbildung und Tätigkeit habe ich gelernt, anderen im Gespräch relativ angstfrei zu begegnen. Man wird mit der Zeit fähig, auch dunkle Lebenserfahrungen anzuhören und anzunehmen.

Dieter Wittmann

ist am 2. Oktober 1941 in Edenkoben geboren. Seine Familie lebte bis zur Ausbombung im Jahr 1943 in Ludwigshafen und siedelte dann nach Ungstein über.

Dort besucht Dieter die Volksschule, dann das Gymnasium in Bad Dürkheim und schließlich das Kurpfalzgymnasium in Mannheim.

Von 1962 bis 1967 studiert er Evangelische Theologie in Heidelberg, Paris und Göttingen.

1967 absolviert er das Erste, 1971 das Zweite Theologische Examen in Speyer.

Von Dezember 1967 bis Frühjahr 1971 ist er Vikar.

Schulzeit

H.W. Ich schlage vor, dass wir über unsere Schulzeit sprechen. Das haben wir noch nicht oft getan. Es ist uns gemeinsam, dass wir eine enorm lange Zeit in Schule und Studium zugebracht haben. Rechnet man zur Volksschule und zum Studium noch den Kindergarten und die Promotion hinzu, kommt man leicht auf zwanzig Jahre - zwei Jahrzehnte Lernen, Bildung, Anpassung.

D.W. Ja, ich bin ja 1941 in Edenkoben geboren. Wir wohnten dann in Ludwigshafen und ab 1943 in Ungstein, wo ich die Volksschule besuchte. Vom Gymnasium in Bad Dürkheim musste ich an das Kurpfalzgymnasium in Mannheim (damals sagte man, ins „Rettungsschiff“) wechseln, wo ich 1982 das Abitur machte.

H.W. In meiner Erinnerung ist die Volksschulzeit bis heute in hellen Bildern eingepägt und präsent: Ich sehe vor mir, wie draußen im tauenden Schnee unser Lehrer uns auf die „Würschtle“ als die „ersten Frühlingsboten“ hinweist. Im Sommer zeigt er uns eine Lerche, die schwirrend in der Luft über dem Getreidefeld steht. An Ostern malt er einen Osterhasen an die Tafel, bepackt mit einem Rucksack voller Eier, und ich kann mich an dem wunderschönen Bild nicht sattsehen. Ins Heft - vielleicht war's auch mit dem Griffel auf die Schiefertafel? - lässt er uns schreiben: „Die Pfalz ist ein gottgesegnet Stückchen Land.“

D.W. In meiner Erinnerung waren es die Freundschaften mit Jungen und Mädchen aus dem Dorf, die mir die Schulzeit erträglich machten. Hans, Helmut und ich haben „Seifenkistel“ gebaut und ansonsten allerlei angestellt. Als wir einmal einen Stromschalter für einen Transformator dringend brauchten, montierten wir kurzerhand einen in der Winzergenossenschaft ab.

Anders als bei Dir, war unser Lehrer - kampfprober Feldwebel im Ersten Weltkrieg und strammer Nazi im Dritten Reich - ein übler Sadist. Meine Freundin Ursula aus dem

Nachbarhaus hat er über die Bank gelegt und ihr den Po dermaßen verhauen, dass sie in die Hosen machen musste. Die Scham darüber ist ihr lebenslang erhalten geblieben. Wenigstens hat uns dieser Lehrer zum Zuckerbrünnel geführt, einer Quelle in den Weinbergen, von wo die kleinen Kinder kommen, die der Klapperstorch dort aus dem Wasser zieht.

H.W. Dann kam das Gymnasium, für mich eine deprimierende Zeit. Ich hatte das Gefühl, als würde alles Lebendige abgewürgt. Unseren Lehrern - nicht wenige waren vom Krieg traumatisiert - fehlte es an Empathie und Wahrnehmung, an Pädagogik und Didaktik sowieso.

D.W. Ich hatte mehr Glück. Auch im Gymnasium habe ich mich in der Klassengemeinschaft aufgehoben gefühlt, und mit den Freunden, die noch leben, stehe ich heute immer noch in Verbindung. Was den Lernstoff betrifft, so kam ich anfangs gut mit. Erst in der Pubertät änderte sich dies. Wir hatten einen fürchterlichen Schulleiter. Er riet meinen Eltern, mich von der Schule zu nehmen und „etwas Richtiges lernen zu lassen“. Am Tag dieser Ansprache brachte mich mein Vater schnurstracks ins Mannheimer Kurpfalzgymnasium, und im Handumdrehen ging's wieder bergauf mit mir. Alles in allem muss ich sagen: Die Schulzeit war ein dunkles Kapitel in meinem Leben.

Warum Theologie?

H.W. Mit dem Studium begann für mich eine Zeit ungeahnter Freiheit. Bis zum Examen hat uns niemand kontrolliert. Plötzlich erkannten wir den Reiz bestimmter Themen und Fragestellungen. Wir hatten Lust zu lesen, von morgens bis abends in Bibliotheken zu verbringen. Ich habe heute noch den Geruch der alten, gewachsenen Holzbretter im Systematisch-theologischen Seminar in der Nase.

Weshalb eigentlich haben wir uns für das Studium der Theologie entschieden? Waren Dir Deine Motive bewusst, hattest Du klare Perspektiven?

Was mich betrifft, so habe ich über diese Frage immer wieder nachgedacht und keine einleuchtende Antwort gefunden. Niemand hat mir diese Entscheidung nahegelegt. Ich erinnere mich, dass mich damals als Jugendlicher die Frage nach der Endlichkeit des Lebens besonders intensiv beschäftigt hat. Wie konnte man den Schrecken angesichts dieser unabwendbaren Tatsache aushalten oder zumindest erträglich machen? Da kam ich auf folgende Idee: Mit dem Tod kommt man am ehesten dann zurecht, wenn man sich möglichst hautnah mit ihm beschäftigt. Man sollte also, so die Überlegung, Totengräber oder Bestattungsunternehmer werden – oder eben Pfarrer. Denn Pfarrer, das war mein Eindruck, beschäftigen sich Tag für Tag mit dem Tod, und zwar nicht nur bei Beerdigungen, sondern auch beim Nachdenken, Studieren und Predigen.

Wenn mir nun heute die damalige Entscheidung fürs Theologiestudium als eine Art Desensibilisierungsmaßnahme gegen den Schrecken des Todes erscheint und ich überlege, ob die Strategie aufgegangen ist, muss ich sagen: Sie hat mir überhaupt nichts genützt.

D.W. Ich kann Deinen Beweggrund, Theologie zu studieren, gut nachvollziehen und schließe ihn auch für mich nicht ganz aus. Es ist typisch für Jugendliche, dass sie sich mit dem Thema Sterben und Tod herumschlagen. Aber ich muss sagen, dass bei mir viel stärker die Sündenproblematik im Vordergrund stand, und zwar in Zusammenhang mit Fragen der Sexualität, zum Beispiel dem Onanieverbot. Hinzu kam die Angst zu scheitern, die mich in den letzten Gymnasialklassen umtrieb. Diese Not war so groß, dass ich eines Tages vor Gott ein Gelübde ablegte: Wenn ich das

Abitur schaffe, verspreche ich, Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden.

H.W. Du hast also die Einlösung Deines Gelübdes daran geknüpft, dass Dein dringlichster Wunsch, das Abitur zu bestehen, erfüllt wird. Das Versprechen, Theologie zu studieren, war eine bedingte Selbstverpflichtung: Im Theologiestudium, so sagtest Du Dir, bringe ich mich selbst als Opfer dar aus Dankbarkeit Gott gegenüber. Theologie studieren und Pfarrer werden als Opfer – was bedeutet das?

D.W. Das kann ich natürlich erst heute, im Abstand von Jahrzehnten, so erkennen. Damals lief das Ganze unbewusst ab. Zu dieser Zeit wäre ich übrigens gerne Elektriker geworden oder, besser noch, Konditor. Besonders letzteres ist – verknüpft mit der Vorstellung von Torten und Pralinen – ja eine ausgesprochen libidinös besetzte Angelegenheit.

H.W. Den Traum vom Konditor hast Du Dir ja irgendwie doch erfüllt, zumindest nebenher, indem Du leidenschaftlich gerne kochst und Freunde einlädst, die Du aufwendig und liebevoll bewirtest. Von Deinen Marmeladen will ich erst gar nicht reden. Du hast Dich also offenbar doch nicht völlig selbstvergessen aufgeopfert, vielmehr hast Du Deinem Vergnügen nebenbei einen gewissen Raum geschaffen.

D.W. Opfer – das heißt, auf Entwicklungsmöglichkeiten zu verzichten. Man muss etwas Substantielles auf die Waagschale werfen, etwas aufgeben, und das muss schmerzen, sonst hat es keinen Wert. Das von Dir angesprochene Thema des Theologiestudiums als Opfer war übrigens mit einem hohen ethischen Anspruch verknüpft. Ich erinnere mich, dass wir vor Studienbeginn im Landeskirchenrat in Speyer vorsprechen mussten, und auf die Frage nach meiner Motivation für die Theologie sagte ich: Ich will die Welt verändern. Was mich damals beschäftigte, waren Fragen der Weltverantwortung, es ging um die Begründung von Kriegsdienstverweigerung, um die

Erhaltung des Friedens in der Welt. Es gab bei mir also auch einen starken moralischen Impuls. Theologie habe ich verstanden als wissenschaftliche Begründung von Ethik und von sozialem Engagement. So bin ich dann ja auch an die kirchliche Fachhochschule für Sozialwesen in Ludwigshafen gekommen.

H.W. Heute würdest Du Dich auf das Spiel „Angst vorm Versagen - Gelübde - Opfer“ wohl nicht mehr einlassen.

D.W. Von meinem heutigen Bewusstseinsstand aus würde ich nicht noch einmal Theologie studieren. Ich würde stattdessen eine Studienrichtung wählen, bei der ich psychoanalytische Verfahren besser kennenlernen könnte. In welchem Rahmen ich dies dann praktisch ausüben würde, weiß ich nicht. Jedenfalls würde mich diese Lebensorientierung befriedigen, das weiß ich. Mein Anliegen wäre, politische Prozesse zu analysieren, um daraus Lehren zu ziehen für Veränderungen gesellschaftlicher Vorgänge, damit Leben friedlicher und menschenfreundlicher gelingt.

Promotion

1969 bis 1970 arbeitet Dieter Wittmann neben dem Vikariat an einer Promotion. Er wählt das Thema „Der biblische Frieden und der Frieden der Welt - Zur Verkündigung der biblischen Friedensbotschaft in der Evangelischen Kirche von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart“.

Nach der Zweiten Dienstprüfung arbeitet er als Lehrer an Berufsbildenden Schulen.

1969 heiratet er die Studienrätin Gerlinde Wilstermann. Sie bekommen zwei Kinder.

1972 wechselt er als Studienreferent zur Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in der Bundesrepublik Deutschland nach Stuttgart.

1974 wird er als Professor an die Evangelische Fachhochschule für Sozialwesen in Ludwigshafen berufen. Im Religionspädagogischen Fachbereich lehrt er die Fächer Neues Testament, Praktische Theologie und Ethik.

H.W. Damals gab es, zumal in der Theologie, nicht sehr viele, die promovierten. Wie kamst Du eigentlich auf diese Idee?

D.W. Als die Hürde der alten Sprachen genommen und die Proseminare absolviert waren, machte ich mich zur Fortsetzung des Theologiestudiums auf den Weg nach Paris. Dort wohnte ich im „Deutschen Haus“ mitten in der Cité Universitaire. Paris und Frankreich haben mich beflügelt. Statt sexueller Abenteuer machte ich alle vorgeschriebenen Scheine, und die waren mir dann später bei der Promotion nützlich.

H.W. Um zu promovieren, brauchte man Mut und Selbstbewusstsein. Ich selbst war ein ausgesprochen schüchterner Student, ich hatte Angst, mich in Seminaren zu Wort zu melden. Erst während eines Studienaufenthaltes in Holland hat sich das geändert. Dort wurde ich von den Kommilitonen bestürmt, ihnen die „moderne Theologie“ in Deutschland zu erklären. An Bultmann waren sie brennend interessiert: Was hat es mit der „Entmythologisierung“ auf sich? Bei der Herausforderung, meine eigene Position zu vertreten, merkte ich auf einmal, dass ich dazu durchaus in der Lage war. Das hat meinem Selbstwertgefühl Auftrieb gegeben. Schließlich habe ich mich von Utrecht aus auf die Suche nach einem Doktorvater in Heidelberg gemacht.

D.W. Bei mir war die Promotion notwendig, um den Makel des Versagens, den ich in der Schule erlitten hatte, auszugleichen – sie war eine Art Heilkur. Ich wollte meinen Eltern und dem sozialen Umfeld beweisen, dass ich das kann. Motiviert hat mich auch die Rivalität zu meinem

großen Bruder, der lieber geheiratet und Kinder bekommen hatte, als seine Doktorarbeit zu beenden. Darüber hinaus war mir ein Freund Vorbild, der damals bei Gadamer promovierte.

Im Übrigen war meine Trieborientierung dadurch gestillt bzw. reguliert, dass ich in Gerlinde verliebt war. Ich hatte sie im Griechischkurs kennengelernt. Der zufälligen Tatsache, dass wir beide einen dieser Kurse wiederholen mussten, verdanken wir unsere Beziehung.

Zu Professor Seitz in der Praktischen Theologie, einem erkonservativen Lutheraner, der im Übrigen ein wunderbarer Mensch war (erst als die Studenten seine Gottesdienste störten, ging ihm die Geduld aus), hatte ich eine gute Beziehung - und so wurde ich sein erster Promovend. Mein Thema war die Friedenspredigt zwischen 1900 und 1960. Daneben arbeitete ich als Religionslehrer an Berufsschulen.

Seitz hat mich später an die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland nach Stuttgart vermittelt, wo ich die neue Friedensliteratur aufarbeiten sollte. Beinahe hätte es mich damals in die Politik nach Bonn verschlagen.

Während der Teilnahme an einer EKD-Synode in Bremen traf ich Oberkirchenrat Roos aus Speyer. Der kannte meinen Vater aus der Stadtmission. Das brachte mir unverdient einen Vertrauensvorschuss ein. Er machte mich auf eine freie Stelle am religionspädagogischen Fachbereich der Fachhochschule Ludwigshafen aufmerksam. Ich bewarb mich und wurde Professor für Praktische Theologie, Ethik und Neues Testament.

Der Verbindung meines Vaters zur Stadtmission verdanke ich übrigens nicht nur die Professur, sondern auch unser Domizil hier auf der Parkinsel: Der frühere Hausbesitzer kam

nämlich auch aus der Inneren Mission und wusste sein Anwesen deshalb bei mir, als Sohn meines Vaters, in guten Händen.

Die Wende zur Psychologie

Von 1976 bis 1981 absolviert Dieter Wittmann eine pastoralpsychologische Ausbildung (Analytische Psychologie), von 1981 bis 1983 folgt eine Spezialisierung zum Balint-Gruppenleiter (Supervisor).

In der Zeit von 1986 bis 1991 schließt sich eine Ausbildung zum Gruppenanalytiker am Institut für Gruppenanalyse in Heidelberg an. Mehr und mehr wendet er sich der Psychoanalyse zu.

Als 1981 sein Fachbereich an der Fachhochschule in Ludwigshafen geschlossen wird, wechselt er in die Abteilung Sozialpädagogik und Sozialarbeit. Seine Schwerpunkte in der Lehre sind Sozialethik, Krisenintervention und Suizidproblematik.

1987 und erneut 1991, 1995 und 1999 wird er zum Rektor der Evangelischen Fachhochschule gewählt. Von 2003 bis 2010 ist er dort Lehrbeauftragter.

2007 wird er emeritiert. Zu seinem Leidwesen geht die Evangelische Fachhochschule in die Staatliche Fachhochschule (Hochschule für Wirtschaft und Gesellschaft) über.

Bis heute ist er als Supervisor tätig.

H.W. Wenn Du auf Dein Leben zurückblickst, in welcher Epoche hast Du Dich am wohlsten, am ehesten mit Dir selbst identisch gefühlt?

D.W. Das beginnt mit dem bestandenen Abitur. Dann folgt die Zeit des Verliebtseins, das in die Partnerschaft und Ehe mit Gerlinde einmündete. Dazu zähle ich auch die Zeit, als unsere Kinder auf die Welt kamen. Das Glücksgefühl bei der Geburt unserer Kinder war unbeschreiblich.

Als die Lebenskämpfe zu Ende gekämpft waren – in den ersten Jahren als Rektor der Fachhochschule – konnte ich den Erfolg von Herzen genießen. Ja, dachte ich damals, jetzt kannst du die Ernte einfahren und dich daran erfreuen. Dann kam das bittere Ende, als die Hochschule im Jahr 2007 von der Kirche lieblos aufgegeben wurde und an den Staat überging. Alle Arbeit, alle Mühe waren vergebens gewesen. Das war für mich die schlimmste narzisstische Kränkung meines Lebens.

H.W. Irgendwann in Deinem Leben hast Du begonnen, Dich für Tiefenpsychologie, schließlich für die Psychoanalyse zu interessieren. Gewiss hat dies zu einem folgenreichen Blickwechsel geführt. Dadurch ist es Dir möglich geworden, neu über Dich, Dein Leben und über berufliche Entscheidungen nachzudenken, wohl auch über die Theologie. Wie ist es zu dieser Wende gekommen?

D.W. Das Interesse an der Tiefenpsychologie hat sich bei mir nicht etwa aus der Theologie heraus entwickelt, im Gegenteil. Im Studium haben wir einen weiten Bogen um diese Thematik gemacht, selbst in der Praktischen Theologie und Seelsorge. Dafür hat vor allem die Dialektische Theologie gesorgt. Im Großen und Ganzen ist der Theologie die Aversion gegen die Psychoanalyse bis heute erhalten geblieben. Im Blick aufs Alte Testament räumt man zwar der Religionsgeschichte einen gewissen Raum ein, nicht jedoch der Psychologie. Genauso heftig wurde übrigens auch Luthers Antisemitismus in Seminaren zur Reformationsgeschichte, wo man darüber hätte sprechen müssen, übergangen und geradezu tabuisiert.

H.W. Zu einer derartigen Umorientierung, wie Du sie beschreibst, bedarf es fast immer eines Anstoßes, einer Erschütterung von außen. Auf solche Krisen würde man, während sie einen erschüttern, gerne verzichten. Wenn sie aber erst einmal überstanden sind, spürt man meist, wie

wertvoll sie waren, zumal, wenn sie zu bleibenden Veränderungen und vielleicht zu einem neuen Blick auf die Welt und das eigene Leben führen. Der Erlösung geht immer eine Katastrophe, jeder Wende eine Krise voraus – das ist so ein Grundgesetz.

D.W. Ja, damals forderte mich ein neues Arbeitsfeld im Studienreferat der Evangelischen Jugend physisch und psychisch über die Maßen heraus. In dieser Situation, in der ich mich an der Grenze meiner Kräfte fühlte, begegnete ich, vermittelt durch eine befreundete Kollegenfamilie, der Pastoralpsychologie. Ich durfte an einer Fortbildung teilnehmen, die die Badische Landeskirche ihren Pfarrern anbot. Hier lernte ich Menschen kennen, die intensiv über die Beziehung zwischen Theologie und Tiefenpsychologie nachdachten. Die psychologische Qualifizierung, die mir zuteilwurde, war mir persönlich ausgesprochen hilfreich. In diesem Weiterbildungskurs, der von 1976 bis 1981 dauerte, lernte ich, tiefenpsychologische Einsichten auf Lebensgeschichten, auch die eigene, anzuwenden.

H.W. Vorhin haben wir über Deine Motivation zum Studium nachgedacht und über den Zusammenhang von Gelübde und Opfer gesprochen.

D.W. Mithilfe der Tiefenpsychologie wurde mir klar, dass im Untergrund meiner damaligen Entscheidung für die Theologie Gefühle von Sünde und Schuld eine Rolle spielten. Darüber hinaus war wohl auch der unbewusste Wunsch meiner Eltern von Bedeutung, die es gerne sahen, dass einer ihrer Söhne den Beruf des Pfarrers anstrebte.

H.W. Solche Zusammenhänge zu sehen, ist nicht schön, und sie anzuerkennen nicht leicht.

D.W. Eigentlich war ich damals durchaus mutig, zum Beispiel begegnete ich der historisch-kritischen Methode in der Theologie und ihren herausfordernden Implikationen

sehr offen und interessiert. Aber die Erkenntnis dieser unbewussten Verknüpfungen war viel bedrohlicher. Langsam kamen mir prinzipielle Zweifel an religiösen Dingen im Allgemeinen und an Glaubenswahrheiten im Besonderen. Was ist, fragte ich mich, wenn Freud Recht hat und Religion nicht mehr ist als eine bloße Illusion? Kurz und gut, im Alter von 40 Jahren musste ich auf einmal erkennen, dass die Wahl meines Studiums und Berufs zumindest problematisch gewesen war.

Eigentlich hätte damals die Entscheidung angestanden auszusteiern. Glücklicherweise ist mir dies erspart geblieben: Ich kam an die Fachhochschule. Der Schwerpunkt meines Lehrgebietes lag nun in der Ethik, und die war mit der Theologie nur locker verbunden. Jetzt orientierte ich mich stärker an der Philosophie, der Soziologie und der Psychologie.

H.W. Dadurch, dass Du zuerst Jung, und nicht Freud, kennen gelernt hast, ist es Dir leichter gewesen, auch weiterhin Themen der Religion, des Glaubens und des Christentums in Deine Arbeit einzubeziehen und sie mit psychologischen Fragestellungen zu konfrontieren. Bis heute ist dieses Interesse bei Dir wach geblieben, und es begeistert Dich immer noch, biblische Texte, Figuren und Bilder tiefenpsychologisch zu deuten.

Wurde es Dir mit dem wachsenden Interesse an psychologischen Fragestellungen und neuen Erkenntnissen nicht immer schwerer, der Religion und dem Christentum überhaupt noch etwas Positives abzugewinnen?

D.W. Bis heute versuche ich herauszufinden, wo Religion und Psychologie auf dasselbe Ziel zulaufen. Dabei frage ich mich natürlich, was mich umtreibt. Was traue ich mir zu? Wozu bekenne ich mich? Jung war meine Einstiegstheorie. In dieser Denkrichtung verwandeln sich theologische Vorstellungen in archetypische Inhalte des kollektiven

Unbewussten. Gott ist nicht mehr eine ferne Macht außerhalb von uns, sondern eine mit dem Unbewussten verbundene Größe, eine Art verinnerlichtes, mütterliches Objekt, das Trost spendet, Hilfe leistet und Orientierung bietet. Er ist die Grundlage dafür, dass man sich sicher fühlen und geborgen leben kann.

H.W. Der „Umzug“ von Carl Gustav Jung, das heißt von Deiner Einstiegstheorie, zu Sigmund Freud und der Psychoanalyse dürfte mit weiteren Herausforderungen einhergegangen sein.

D.W. Neulich habe ich einen Vortrag gehalten, bei dem ich das Thema „Engel“ psychologisch beleuchtete. Als ich fertig war, sagte ein Zuhörer ganz entrüstet zu mir: „Sie sind ja ein Atheist!“ Das hat mich getroffen und wirklich erschreckt. Atheist – das ist kein emanzipatorischer Begriff, sondern ein Schimpfwort.

Der Kampf ist noch nicht zu Ende. Abschied von etwas zu nehmen, das eine große Rolle im Leben gespielt hat, ist nicht leicht. Das bedeutet auch, sich von Freunden, von der Familie und sogar von den eigenen Eltern zu distanzieren, selbst wenn sie schon lange tot sind – ein schmerzhafter Prozess. Aber ich denke, dass dieser Weg unumgänglich ist. Es schafft Erleichterung, wenn wir uns zutrauen, über Probleme auch dann nachzudenken und zu sprechen, wenn es wehtut und wir nicht wissen, wohin das Ganze führt. Dass mir alte Freunde, die sich an traditionellen Glaubensvorstellungen orientieren, bis heute erhalten geblieben sind und dass sie das Gespräch mit mir nicht abgebrochen haben, das empfinde ich als ein großes Glück.

H.W. Kürzlich hast Du einem Freund einen Aufsatz gewidmet. In diesem Text analysierst Du alttestamentliche und neutestamentliche Stellen im Blick auf das Thema Freundschaft. Deine letzten Sätze lauten folgendermaßen: „Gelungene Freundschaften weisen wie alle tiefen

Empfindungen auf etwas Einmaliges und Unausschöpfbares hin. Sie sind nicht machbar, sie ereignen sich und haben ihren Kairos.“

Daran anknüpfend möchte ich Dir zum Abschluss unseres Gesprächs eine letzte Frage stellen: Was eigentlich ist der persönliche Gewinn, den Du aus der Psychologie ziehst – sei es nun aus der Tiefenpsychologie oder aus der Psychoanalyse?

D.W. Die Möglichkeit der psychologischen Hinterfragung religiöser Inhalte, der eigenen Lebensgeschichte oder der Phänomene des Alltags ist für mich wie der Blick durch einen Spalt in einen fernen Raum neuer Möglichkeiten. Es macht Freude, Dinge zu erkennen, von denen man zuvor nichts geahnt hat. Auf einmal steht Dir ein Instrumentarium zur Verfügung, das Dir ungeahnte Zusammenhänge erschließt und Dich auf neue Wege des Denkens und Empfindens führt.

Manchmal schaue ich zurück, erinnere mich und denke über meinen Lebensweg nach. Aber ich ver falle nicht der Regression. Es gibt noch viel Neues zu bedenken und zu erfahren. Der Horizont ist offen. Fesseln ablegen und Neues wagen – das ist für mich wie der Aufbruch in eine neue Welt, ins verheißene Land der Emanzipation und Aufklärung.

Kurt Witterstätter

Der glückhafte Kommunikator Wie ich Dieter Wittmann als Professoren- Kollegen erlebte

Ziemlich selbstbewusst kam mir Dieter Wittmann vor, als er mir als neu ernannter hauptamtlicher Dozent für Neues Testament in unserem kurz zuvor gestarteten neuen religionspädagogischen Fachbereich an der Fachhochschule der Pfälzischen Landeskirche kurz nach Neujahr 1974 in meinem Prorektoren-Büro in der Ludwigshafener Maxstraße seinen Antrittsbesuch machte. Nach meiner Sondierung über die Art seiner Berufung wusste ich: Wieder jemand, den unser Patriarch Oberkirchenrat Fritz Roos aus seiner Westentasche gezogen hatte. Ich selbst fühlte mich da jeweils fein heraus, weil ich fünf Jahre zuvor in Speyer an unserer vormaligen Höheren Fachschule für Sozialarbeit noch den später üblichen Hürdenlauf bei Berufungen von Probe-Vorlesung mit Diskussion mit den Studierenden, Konkurrenz mit Mit-Bewerbenden sowie Vorstellungsgespräch im Landeskirchenrat beim Dezernenten und dessen Kollegen absolviert hatte.

Anknüpfungspunkte mit Dieter Wittmann ergaben sich dann aber recht schnell durch seine bisherige Tätigkeit in der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland (aej), weil ich in meiner Vita auch durch meine aktive Mitarbeit in der Christlichen Pfadfinderschaft geprägt war. Auch mein Faible für die Religionspädagogik, wofür ich in Nordrhein-Westfalen die Vocatio für die Evangelische Unterweisung erworben hatte, schuf eine gewisse Nähe zwischen Dieter Wittmann und mir. Wie ich überhaupt dem

religionspädagogischen Fachbereich äußerst positiv gegenüberstand und es zutiefst bedauerte, als er bereits mit der vierten Diplomprüfung 1979 auslief.

Versöhnen und entkrampfen

Dieter Wittmann hatte sich inzwischen als Sozialethiker mit seinen dezidierten Standpunkten zugunsten politisch versöhnlicher Haltungen in der noch heißen Diskussion der Nach-68er-Zeit auch in unseren sozialarbeitlichen Fachbereichen einen Namen gemacht und in unserem entwicklungspsychologischen, humanistisch-psychologischen und verhaltenstherapeutischen PsychologInnen-Dreigestirn mit seinen psychoanalytischen Kompetenzen eine Lücke erspäht. Mit seinen tiefenpsychologisch-deutenden Fähigkeiten errang er sich nicht nur das Lehrgebiet Krisenintervention und Hilfen für Suizidgefährdete. Auch in den Konfliktsituationen vor Ort zwischen uns Akteuren innerhalb unserer Hochschule und in der Beziehung zu unserem paternalistischen Träger Landeskirche wurden seine Deutungen zuweilen zwar belächelt, regten aber andererseits auch zum Nachdenken an. Nicht selten stiftete der uns zugewachsene Pastoralpsychologe Wittmann entkrampfende Entlastung.

Heilende Entlastung

Als ich 1980 nach dem überraschenden Weggang unseres Rektors Hanspeter Damian nach Mainz als Prorektor das Ruder unserer Hochschule ohne Ankündigung weder des Scheidenden selbst noch des Trägers Knall auf Fall in meine Hände nehmen durfte, konnte ich immer sicher sein, dass Dieter Wittmann für meine Konfliktsituation zwischen herablassendem Träger und fordernden Hochschulmitgliedern Verständnis zeigte. Nicht, dass er zu meinem Beichtvater geworden wäre. Dafür war ich selbst geerdet genug. Und es lag mir als gelerntem Sozialwissenschaftler